

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 15

Artikel: Eine Italienreise zur Kriegszeit

Autor: Leupin, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

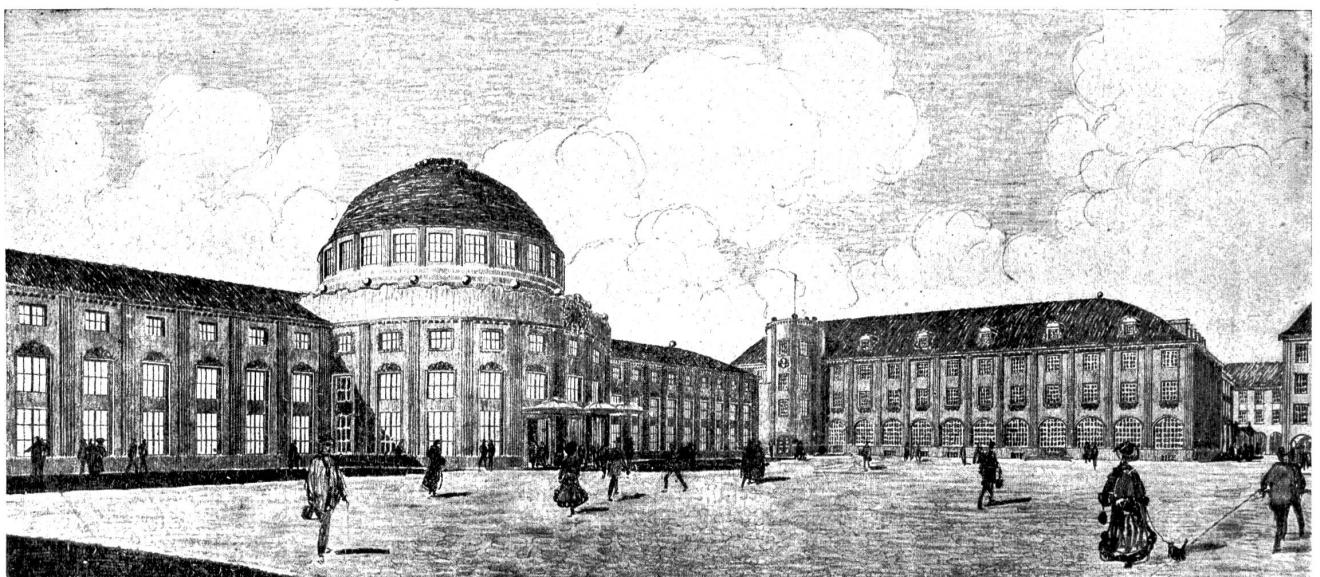
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wettbewerb für sassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und Post-Neubau in Biel. 5. Preis. Verfasser: Architekten Bracher, Widmer & Daxelhofer, Bern.

Seitenflügeln des Bahnhofes ist nicht motiviert. Die gepaarten Eingänge bei Bahnhof und Postgebäude sind unzweckmäßig und lassen sich bei dem gewählten Säulenrhythmus nicht korrigieren. Die Abänderung des Erdgeschoss-Grundrisses der Post entspricht, besonders im Hinblick auf die Eingänge zur Schalterhalle und Telegrammaufgabe, nicht den praktischen Anforderungen. Die Postfassade ist beim Hauptprojekt unschön und diejenige der Variante lässt sich nicht auf den Programmgrundriss übertragen.

Zum Entwurf von Bracher, Widmer & Daxelhofer: Das Streben nach Großzügigkeit in den Linien ist in der Variante B anzuerkennen, jedoch ist deren Kuppelbau zu großartig. Das an sich günstige Gesamtbild des Hauptprojektes leidet unter der unsymmetrischen Gestaltung des Postbaues. Die Grundrissovorschläge beim Bahnhof

mit der Teilung des Durchgangs nach den Perrons bedeutet verkehrstechnisch keine Verbesserung. Die angestrebten Verbesserungen in den Grundrissvarianten zum Postgebäude sind in dienstlicher Beziehung nicht erreicht worden. Die Grundrissvariante B des Bahnhofes teilt die Billetschalter in betriebstechnisch unzulässiger Weise.

Zum Entwurf von Kläuser & Streit: Die Mittelpartie des Bahnhofes erlangt das Typische und wirkt als Verbindungsglied zweier getrennter Bauten. Die ganze Fassade erwirkt den Eindruck einer Rückseite. Die Belichtung der Räume der Post ist mangelhaft. Die unsymmetrische Anlage der Attika, die in der Perspektive durch vorzeitigen Abschluß des Bildes geschickt verdeckt ist, wirkt unbefriedigend.

Die Bildstücke stammen aus der „Schweiz. Bauzeitung“. 1917, Nr. 5 und 6.

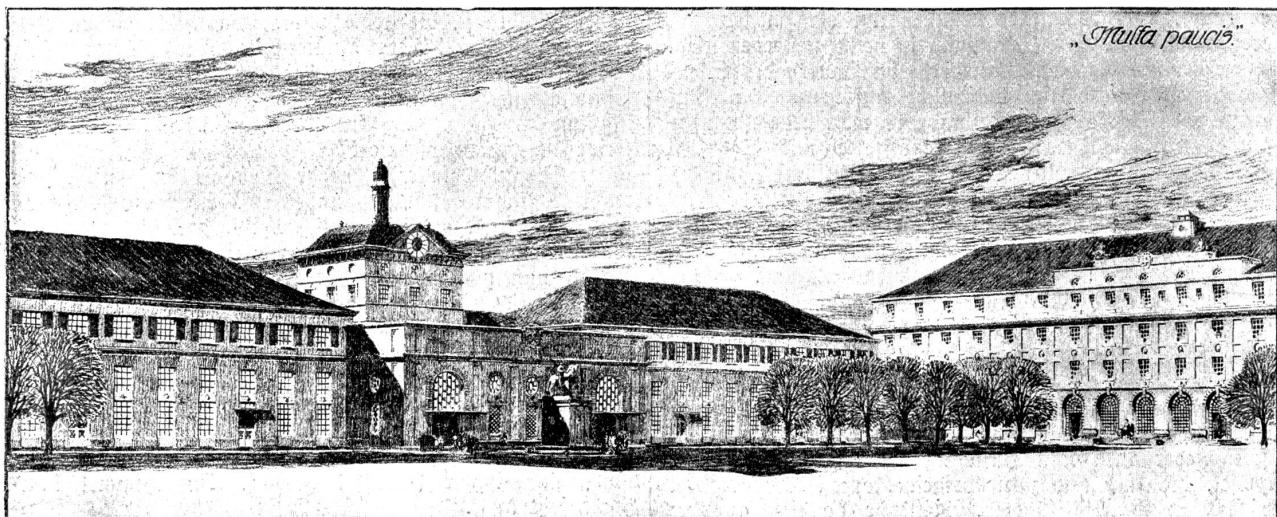
Eine Italienreise zur Kriegszeit.

Von A. Leupin.

Für meine kleinen Verhältnisse bedeutete es einen großen Entschluß, im Kriegsfrühjahr 1916 nach Italien reisen zu wollen. Auch gingen ja die tollsten Gerüchte um über Grenzpladereien und Schikanen gegen Deutschsprechende im Innern des Landes. Meine Bekannten sahen in mir schon die künftige Zielscheibe italienischen Deutschenhasses. Ja, einige erzählten Schauerbeispiele von Schweizern, die ihre Lustreise in Italien hinter „schwedischen Gardinen“ beschlossen hätten. Warum? Um nichts. Ein unbedachtes deutsches Wort genügte, um bei den Heißspornen jenseits des Gotthard einen Volksaufmarsch hervorzurufen. Na, also. Da konnte meine Reise recht romantisch werden! Vorerst mußte ich mir aber den Reisepaß besorgen. Dessen Beschaffung sei auch für einen harmlosen Menschen ziemlich schwierig und zeitraubend, mutkelte man. Bald sollte ich es selbst erfahren, daß dies nicht nur leere Gerüchte seien. Und der pridende Reiz kommender Abenteuer wisch schon in den nächsten Tagen einer tiefen Mutlosigkeit, als sich mir auf der Jagd nach dem Reisepaß immer neue Hindernisse in den Weg stellten. Da muß ich doch gleich ausführlich erzählen, wie es mir auf dieser Paßjagd ergangen ist.

Hast Du schon einmal an einer Fuchsjagd teilgenommen, lieber Leser? Nicht? Ich auch nicht. Aber man kann sich's ja leicht ausdenken, wie die schlauen Füchslein dem Jäger stets neue Schnippchen schlagen, um sich im sichern Versteck

seiner Ohnmacht zu freuen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß alle Beamte, die sich mit der Paßausfertigung zu befassen haben, schlaue Füchse seien. Bewahre! Vorsichtshalber bereitete ich mich auf meinen Rundgang in den sieben Büros mit Unterabteilungen gehörig vor. Den schwarzen Gehrock zog ich an, den ich seit meiner Hochzeit nie mehr getragen hatte, kaufte mir um teures Geld einen runden steifen Hut und übte mir die ruhigen, gemessenen Bewegungen eines Spießbürgers ordentlich ein. In meiner Beamtenuniform sah ich nun so aufgeräumt aus, daß man in den Büros hinter dem Tisch ohne weiteres annehmen durfte, mit seinesgleichen zu tun zu haben. In den Unterabteilungen ging alles glatt. Ich rutschte nur so durch. Auf den Büros aber kam Harz unters Leder, und ich blieb oft trostlos hängen. So wünschte zum Beispiel der heilige Bureaukratius, daß ich, einen Tag vor der Abreise, hundert Kilometer von hier das Original einer Ausweiskopie hole. Kopien seien immer zweifelhafte Papiere. Freilich; er hatte recht, der gewissenhafte Beamte. Aber meine Bekleidungs- und Bewegungstudien wollte ich nicht umsonst gemacht haben. Müde griff ich nach meinem „Röts“ an der Wand und war eben im Begriff, mich, wie es niedere Beamte zu tun pflegen, mit unterwürfigem Rumpfneigen zu entfernen, als sich der Hartherzige hinter dem Tisch, der mich aufmerksam beobachtet hatte, laut räusperte. Ich hielt einen Augenblick inne und er teilte mir gnädig mit, er wolle mir unter Ablehnung jeder Verantwortung die Beibringung des geforderten Originals erlassen. Die Schreibmaschine klapp-



Wettbewerb für Bassaden-Entwürfe zum Bahnhof- und post-Neubau in Biel. Verfasser: Architekten Klauser & Streit, Bern.

perte. Wenige Minuten später war ich im Besitz seines Attestes, das mir über die nächsten Hindernisse hinweghelfen sollte.

Ein besonderes Glück muß ich es nennen, daß ich mit meiner Ehefrau gerade auf gutem Fuße stand. Denn der Italienraum hätte in blauen Dunst zerrinnen müssen, wenn sie mit ihrer Unterschrift nicht die Einwilligung zu meiner zeitweiligen Auswanderung gegeben hätte. Auch diese Abfuhr blieb mir also erspart. Damit aber meine Persönlichkeit für Frau, Gemeinde und Staat sichergestellt sei, mußte ich Photographien beibringen und unter der Maßguillotine stille stehn. So wurde nun amtlich festgestellt, daß ich von Statur mittelgroß und genau hundertsiebenundsechzig Zentimeter hoch sei. Auch konnte dem scharfen Auge des Signalementschreibers nicht entgehen, daß zwischen dem ovalen Kinn und der hohen Stirn eine geradlinige Nase vorpringe, umspielt von den Braunschattierungen des Schnurrbartes und der Augenbrauen. Geärgert hat es mich zwar, daß man keine besondern Merkmale an mir entdecken wollte, und so wandte ich nun, um eine Illusion ärmer, als amtlich abgestempelter Durchschnittsmensch unter meinen glücklicheren Mitmenschen, denen die Hoffnung auf Anerkennung ihrer Vorzüge noch nicht so grausam geraubt worden ist.

Nun glaubte ich, die größten Hindernisse überwunden zu haben. Aber es kam anders. Die Gewissensprüfung auf der letzten Station, welche mich den dritten Fünffrämler kostete, wollte mir schier den Glauben an das schöne Italien, ja an die ganze Menschheit rauben. Mit dem ehrlichsten Gesicht, amtlich beglaubigt durch Gemeinde, Kanton und Eidgenossenschaft, trat ich demütig in Nummer 7. Halb freudig erregt, daß ich in den nächsten vierundzwanzig Stunden die Grenzbarrikade hinter mir haben sollte, halb schaudernd im Gedanken, daß das schöne Italien mit seinen Meeren, Städten, Pinien und Zypressen samt meinen Ausweisen im Papierkorb des strengen Inquisitors versinken könnte, brachte ich mein Anliegen vor. Man hatte jetzt gerade nicht Zeit; man zudte die Achseln, ließ endlich den Fragenapparat in mein Hirn spielen, um dunkle Stellen schärfer zu beleuchten. Dann hatte man nichts gegen meine offizielle Ehrlichkeit, traute mir aber doch nicht über den Weg, geschweige denn über die italienische Grenze. Das Passivum wurde mir aber schließlich doch zugesichert. Als ich am folgenden Tag voll Zuversicht meinen Reisepaß abholen wollte, kam mir das Schreibfräulein, liebenswürdig wie sie ja alle sind, mit fliegenden Blättern in der Hand halbwegs entgegen. Ich glaubte nun, meine Ausweise in

Empfang nehmen zu können und wollte der hübschen Tochter in einer Anwandlung allgemeiner Menschenliebe die zarte Hand fassen. Sie bat mich aber mit einladender Handbewegung, auf der Bank Platz zu nehmen. Man habe meine Papiere vermutlich mit andern verwechselt und könne sie augenblicklich nicht finden. Und der Schnellzug nach Brig fuhr in einer Stunde weg. O Schicksal! Du spinnst und zerreißest die Lebensfäden, knüpfst Knoten und lösest sie wieder, frei schaltend, ohne Ansehen der Person. Hättest du mich nur eines Blides gewürdigt, du hättest erkennen müssen, daß das aus allen Himmeln gerissene Menschlein auf der Wartebank in Nummer 7 das lebende Seitenstück zu Hodlers „Enttauschte Seelen“ bildete, deren Reproduktion dort in ironischer Ruhe an der Wand hing.

Der nächste Tag, ein strahlender Frühlingssonntag, traf mich auf der Reise zum Ziel meiner Wünsche, nach dem klassischen Florenz. In Brig eröffneten die schweizerischen Zollwächter den Reigen der Durchsuchungen. Sie sahndeten nach verbotenen Ausfuhrartikeln, hätten zwar wissen können, daß Sprachlehrer nie dabei sind, wenn irgendwo ein gutes Geschäft gemacht werden kann, sei es ehrlich oder nicht. Eine Viertelstunde später führte uns der elektrische Tunnelzug lautlos dem dunkeln Unbekannten entgegen. Drüben in Iselle wurden wir Reisenden vom Grenzkommissär und seinem Stab empfangen. Dieser Empfang war bei weitem nicht so herzlich, wie es jeweilen in Beschreibungen anderer offizieller Empfänge in Regierungsblättern so erbaulich zu lesen ist. Meine Mitreisenden rannten, ohne die schmuden Alpini und Karabinieri im Sonntagsstaat eines Blides zu würdigen, schnurstracks in den Vorraum des Untersuchungsbureaus. Der Grund dieses Wettkampfes wurde mir erst recht klar, als ich mit meinem Reisegepäck als Nummer 13 empfangen wurde. Mitleidig lächelnd wiesen mir, dem Reisling im Überschreiten der Grenze, die Mitreisenden ihre niedern Nummern, mit bedauernder Gebärde bemerkend, es käme sehr häufig vor, daß die zuletzt Unter suchten den Anschluß nach Domodossola-Mailand verlören. Der Aufenthalt daure nur vierzig Minuten. Oft werde ein Reisender eine Viertelstunde lang untersucht. Nette Bescherung das! Hier, zwischen himmelanstrebenden Felsen, in der nüchternen Zweckbaute des Bahnhofes, sollte ich einen ganzen Nachmittag dahinbrüten? Die böse Nummer 13! Daß ich das dicke Traueli dort, das eben an die Reihe kam, im Weltlauf nicht überholt hatte! Doch nein; nicht so. Sie schien der schlichten Landestracht nach aus einem der tiefeliegenden Dörfer zu kommen. Vielleicht war sie sehnüchsig erwartet von einem Trüpplein kleiner Kinder. Der Uhr-

zeiger rückte. Der Schaffner draußen am Zug nestelte an seiner Signalpfeife. Die Spannung in meinen Nerven stieg. Eben verschwand die dicke Italienerin im Innern des Eisenbahnwagens. Ich wollte mich nicht aufregen. Da, fünf Minuten vor Abfahrt des Mailänderzuges, wurde Nummer 13 aufgerufen. Raßh waren ihre Reiseeffekten nach Schriften durchsucht und Personalien, Herkunft, Zweck und Ziel der Reise in den Kontrollbogen eingetragen. Das erste Signal zur Abfahrt ertönte. Ich stürzte auf den Bahnsteig und legte vor den Augen der zwölf Mitreisenden Zeugnis ab, daß ich mich im Bahnhofswettrennen mit ihnen wohl hätte messen dürfen. Ein Ruck, und der Zug entfloß aus der engen Felsenklucht.

Die ersten Strahlen des Tagesgestirns zitterten durch den Morgendunst, als ich den Zentralbahnhof in Florenz verließ, um, durch die Straßen schlendernd, ein Stück florentinischen Morgenlebens kennen zu lernen. Das Steinplattenpflaster wiederhallte vom Hufschlag der Pferde, Maultiere und Esel, die auf den zweirädrigen Karren Lebensmittel aller Art zu Märkte führten. Reisende hasteten auf die Morgenjüge. Da und dort flogen Fensterladen auf. Eisene Rolladen von Bottegen rasselten und dienstbare Geister öffneten die Ladentüren. Dichtbesetzte Vororttrams brachten die Arbeiterscharen ins Zentrum der Stadt. Und die graugelideten Schaffnerinnen mit der italienischen Farbenrosette am Kopftuch eilten zu den Haltestellen, um ihre Kolleginnen vom Frühdienst abzulösen. Die Zeitungsverkäufer sahnen die Morgenblätter aus. Blumen, vorzüglich Arronsstab oder Calla, wurden in Bündeln vorübergetragen. (Sie weckten in mir die Erinnerung an das mit Topfpflanzen stets vollbesetzte Fensterbrett in der elterlichen Wohnung. Zwischen bunten Geranien fristete dort eine Calla ihr kümmerliches Dasein in magerer Topferde. Der Callastock hatte, dankbar für die sorgsame Pflege der Hausmutter, eine Knospe getrieben. Im Laufe des Tages lief ich wohl hundertmal zum Fenster, zog mein kurzes Körperchen am Fensterrahmen empor, redete das Köpfchen, um zwischen dem Geranienlaub hindurch nach der Wunderblume auszulugen. Die kindliche Neugier wurde aber auf eine harte Probe gestellt und erlahmte nach und nach. Da holte mich die Mutter eines Morgens aus dem warmen Bettlein. Ihr Auge strahlte. Die Calla hatte ihre reinweiße Blütenblüte geöffnet. Den gelbroten Finger hob sie mahndend gegen mich: „Schau, kleine Ungeduld, gut Ding will Weile haben!“ Wie würde doch Mütterlein gestaunt haben ob all der Blumenfülle in und um Florenz!)

„cordia!“ Ein Bettelweib, den grauen Kopf demütig seitwärts geneigt, die linke Hand unter der abgetragenen Schürze, hielt mir bittend die hohle Rechte hin und riß mich aus meinen Träumereien. „Misericordia“, wiederholte es automatisch, als wollte es dem fremden Träumer eindrücklich klar machen, daß man sich mit dem Bettelvolk in italienischen Städten abfinden müsse. Ich habe das Weib später zu jeder Tagesstunde oft wieder gesehen. Es lauerte an den verkehrsreichen Straßenkreuzungen, kam mit listig zwinkenden Augen aus dem Palast eines reichen Florentiners und stand als tüchtige Berufsfrau mit andern Kolleginnen am Portal des Domes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Musterknabe.

Eine komische Geschichte von Walter Dietiker.

„So chömet iß, Chinder,“ het der Petrus zu-n-ere Schar Mengel i schneewhite Hemmeli und mit flumige Flügel gseit, „sid rächt brav, und wenn eich der Herrgott öppis fragt, so gäbet ihm offe Bscheid.“ Und wo du alli vor em Liebgott gschandte si, het der Petrus hübscheli d'Türe hinder sich zuezoge und gmeint: „Aer hät sie wohl no uf der Wält

unde dörfe la si, die arme Chind; was sölle die da obe?“

Und ißh ißh mit dem Dumerügge über d'Uuge gsfahre. Im Himmel inn aber het der Liebgott die Engel fröndlich gmuschteret, so daß es däne ganz warm worde ißh um ds Härt. Es Buebli het zu-me-n-andere gmeint: „Ganz wie mi Großvater!“

„He nu, Chinder,“ het dr Liebgott du gseit, „i weiß wohl, es ißh tes schlächts under eich. Aber vilicht het doch öppen-eis uf der Wält einisch öppis gmaht, wo nid hät sölle vorcho. Was hech du öppen-uf em Gwüsse?“ hehrt er sich zum nächsthe Buebli.

Das ißh ganz schill dagshandte, nume die fine Flügel hei hübscheli zitteret: „I ha mängisch d'Großmueter gchuzet, we si usem Öfetratt igschlafe-n-ißh.“

Dem Herrgott simi Muleggi si läbig worde; aber scho ißh er bim nächsthe Buebli gschandte und het ne fröndlich under em Chini gno: „Und du?“

„Liebe Gott,“ het es rots Müli g'antwortet, „i ha nume mängisch e Fürtufel gmaht. Im Himmel la-n-is gwüß jetzt la si.“

„Scho guet,“ seit der Herrgott, „settigi cha-n-i feini bruudche.“

„Aber du, Lineli, bisch gwüß geng es liebs gsi, oder?“

Das blonde Meiteli het scho nasshi Uuge gha.

„Nei, liebe Gott, i ha einisch . . . ha einisch . . . ds Ruebettli uströnnnt, wo-n-i e Zitlang bi elei i der Schtube gsi. Es ißh drum . . . so längwilig gsi.“

Jetzt het der Liebgott doch müehe lache: „So, so, ds Ruebettli hech uströnnnt? Di Mueter wird große Uuge gmaht ha, wo sie wieder ine cho ißh.“

Und du, schwarze Chruselichopf? Wie heiñisch du scho?“

„Ruedi heiñen-i, aber si sage mir nume dr Chaze-maler.“

„Was! Chash du so guet Chaze male?“

„Es ißh nid wäge däm,“ het der Ruedi gseit, „i ha nume-n-einisch üses Büühi blau agschtriche, wo mir dr Maler hei im Hus gha.“

Der Liebgott het müehe-n-absiße. Aer het glachet, glachet: „Das ißh doch e chli schtarck. Chaze-n-aschtriche . . . blau!“

Und dr ganz Himmel het glachet, daß fasch d'Sunne-n-i Plamp cho ißh.

Wo dr Herrgott wider chly zue sich sälber ißh cho gsi, het er ds leßche Buebli zue sich gwunke. Das aber het nie d'Großmueter gchuzet, nie ne Fürtufel gmaht, nie-n-es Ruebettli uströnnnt und nie-n-es Büühi blau a-gschtriche. Nid en einzigi Dummheit het dä Kärli gwüßt z'erzelle und ißh doch fir Läbtig e gsunde, schtarck Bursch gsi!

Und dr Liebgott het ne-n-agluegt, lang, lang, ärnscht fasch traurig . . .

D'Chruselbeerli fönd a trieb.

D'Chruselbeerli fönd a trybe,
Und de Sürbusch het scho Chnöpf,
Gwunderig usem warme Bode
Strecke d'Maierysli d'Chöpf.

- I der Seel will's afo chyme,
- Z'buschelwys, mer mag nid g'cho.
- Ißh ächt nonig als verfrore?
- Nei s'mueß wieder öppis goh!

Sophie Häggerli-Marti. („Im Bluest“)

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —